

des gegenüberliegenden Gebäudetraktes erkennen, der jedoch an Häßlichkeit und Trostlosigkeit kaum zu überbieten war. Deshalb sah er von diesem Blickwinkel tunlichst ab.

Die Fliege nahm nun erneut Anlauf und schlug beharrlich gegen die Milchglasscheibe. Ernest seufzte. Gut zwei Jahre lang saß er nun bereits in dieser Zelle. Besuch war ihm strengstens verboten und man weigerte sich sogar, ihm Zeitungen, Bücher oder zumindest Schreibutensilien - geschweige denn seine Post - auszuhändigen; ein Fernsehgerät gab es nicht, genauso wenig ein Rundfunkgerät - und so verstrich ein jeder Tag wie der andere: ein leeres, loses Gebilde aus Zeit, welches lediglich vom Hell und Dunkel der Tageszeiten sowie von den raren Sondervorstellungen des Wetters unterbrochen wurde. Auch die drei Mahlzeiten, die täglich durch die Zellentür geschoben wurden, waren eine feste Konstante, die Ernest half, in diesem zähen Brei aus

Warten, Hoffen und Nachdenken, nicht völlig den Verstand zu verlieren. Besuche wie dieser hier gehörten zu den Höhepunkten seiner Inhaftierung und Ernest hoffte, das Tier würde noch lange gegen die Scheibe taumeln, um ihm stumme Gesellschaft zu leisten in diesem Abraum von Zeit.

Wie dumm es doch war! Anstatt dem Lufthauch zu folgen und sich mit dessen Hilfe auf die Suche nach der Öffnung zu machen, stieß es immer wieder beharrlich mit dem Kopf gegen das dicke Glas, während das Summen seiner Flügel immer verzweifelter wurde...

Anfangs hatte Ernest in der Tat befürchtet, wahnsinnig zu werden. Man hatte ihn, den Gewehrkolben im Kreuz, kurzerhand in die Zelle geworfen wie einen gemeinen Tagedieb, wie ein wildes Tier, einen streunenden Hund. Die ersten Stunden war er in der Zelle auf und ab gegangen, hatte seine Kreise gedreht wie

eine Raubkatze im Käfig. Er hatte beim besten Willen nicht fassen können, was ihm soeben widerfahren war. Noch viel weniger konnte er sich vorstellen, daß seine Inhaftierung zu einem derart peniblen Dauerzustand ausarten würde. Anfangs hatte er geschrien; dann, nachdem man ihn zusammengeschlagen hatte, hatte er gesungen. Dumme, amerikanische Lieder, Gospelstücke wie „*We shall overcome*“ und so. Warum ihm gerade diese Lieder in den Sinn gekommen waren, wußte er nicht. Zumindest war die Akustik in dieser kahlen und hohen Zelle nicht schlecht, dachte er. Seinen schwarzen Humor, den zumindest könnten sie ihm nicht nehmen. Der gehörte nur ihm allein.

Nie zuvor war Ernest länger als einige Stunden unfreiwillig in einem Raum eingesperrt gewesen und man kann - auch wenn man selbst inhaftiert gewesen ist - beim besten Willen nicht das Gefühl beschreiben, das einen ereilt, wenn sich die Tür hinter einem schließt

und man nicht weiß, für wie lange. Zu der unbändigen Wut mischte sich dann allmählich die Angst. Er war zwar unschuldig, das sagte er sich immer wieder - und es klang wie eine Beschwörung, wie ein magisches Ritual - und doch hatte er Angst. Angst vor der Brutalität seiner Wärter, Angst vor einer Bestrafung, Angst vor der Gleichgültigkeit, Angst vor dem Vergessen... Man unterrichtete ihn über nichts - er wußte nicht einmal, ob die alte Staatenordnung noch immer bestand oder ob die Welt sich inzwischen nicht wieder in neue Wirren und Verrenkungen gestürzt hatte.

Er sprach oft vor sich hin - als ob er befürchtete, das Sprechen zu verlernen. Doch sprach er kaum zusammenhängende Sätze, sondern vielmehr Worte, die wie Beschwörungsformeln klangen: magische Sprüche, die er immer und immer wieder aufsagte. Oft erfand er auch Worte oder Laute - und sagte sie sich dann immer wieder laut vor.

Einen Menschen zu töten ist Sünde. Ihn einzusperren ist die Hölle. Mit aller Gewalt bemühte er sich, nicht an die Vergangenheit zu denken, sich nicht zu erinnern. An jene süßen Tage der Freiheit, die ihm damals doch so selbstverständlich erschienen waren. Wenn er sich denn doch einmal bei einer Erinnerung ertappte, so schlug er sich mit aller Gewalt mit den Fäusten gegen die Schläfen, um sie sogleich wieder aus seinem Kopf zu hämmern. Doch der Schlaf kannte kein Erbarmen. Und gleichwohl waren es gerade seine Träume, für die er noch lebte. Während der er noch lebte. In seinen Träumen konnte er sich frei bewegen, konnte die unüberwindlichen Mauern von Raum und Zeit überschreiten. Doch selbst dieses Privileg war ihm nach einigen Monaten abhanden gekommen: Wenn er überhaupt noch träumte, dann träumte er von seiner Zelle.

Manchmal erwachte er und weinte; manchmal erwachte er sogar mit einem